

Zur Einführung

Gustavo Gutiérrez

Im Blick auf das Fünfhundertjahrgedenken

1992 ist mehr als ein Datum. Es ist die Gelegenheit, über die fünfhundert Jahre Bilanz zu ziehen, die — ob wir wollen oder nicht — das ausmachen, was wir bis heute in Lateinamerika gelebt haben, und die entscheidend für Europa und bedeutsam für andere Kontinente gewesen sind. Das Anfangsereignis wird von einigen Entdeckung, Begegnung, Eroberung genannt; von Verdeckung, Sich-Verfehlen, Invasion sprechen andere. In diesem Prozeß ist der christliche Glaube in verschiedener Weise gegenwärtig — und abwesend — gewesen. Letzteres wird besondere Erwägung finden bei der Vierten Konferenz des lateinamerikanischen Episkopats (im Oktober 1992 in Santo Domingo), die sich das Ziel setzt, ebenso wie zuvor in Medellín (1968) und Puebla (1979) nach Wegen der Verkündigung des Evangeliums für die kommende Zeit zu suchen.

Die Sache verdient Beachtung von seiten vieler Menschen, die aus verschiedenen geistigen Familien stammen; dabei ist es nur natürlich, daß unterschiedliche und sogar gegensätzliche Ansichten über einen Verlauf der Geschichte und eine Realität aufeinandertreffen, die alte Wunden nicht heilen lassen. Die Sache betrifft in erster Linie diejenigen, die in Lateinamerika leben und die sich in ihrer eher kurzen Geschichte einmal mehr die Frage nach dem Sinn ihrer lateinamerikanischen Existenz stellen. Aber sie geht auch

Europa an, dessen Gegenwart durch seine Vergangenheit als Kolonialmacht belastet ist, und hat ihre Auswirkung auf Afrika, das die Zunahme des schrecklichen, unmenschlichen Sklavenhandels mit seiner Bevölkerung erleben mußte. Die Debatte darüber läßt alte Leidenschaften wieder aufleben und ruft tiefe Empörung hervor.

Von der Geschichte des anderen her

Man muß den Mut aufbringen, die Tatsachen von der Kehrseite der Geschichte her zu lesen. Dabei steht unser Sinn für die Wahrheit auf dem Spiel. In der Tat wird uns nur die Ehrlichkeit gegenüber der Geschichte von Vorurteilen, engstirnigen Deutungen, von Ignoranz und Unterschlagungen im eigenen Interesse freimachen, die unsere Vergangenheit zu einer Hypothek werden lassen, die uns fesselt, statt sie in einen Impuls zur Kreativität zu verwandeln.

Wenn wir die Erinnerung zurückgewinnen, so wird uns dies dazu bringen, die sogenannte «schwarze Legende» und die «rosa Legende» als unangemessen und folglich unbrauchbar auszuschließen. Wenn wir aus Angst vor der Wahrheit, um festverwurzelte Privilegien zu verteidigen oder — als das andere Extrem — aus frivolem Interesse an grellen Darstellungen verheimlichen, was damals wirklich geschah, dann sind wir zur geschichtlichen Unfruchtbarkeit verurteilt. Im übrigen paßt ein solches Verhalten schlecht zu den Forderungen des Evangeliums. Dieser Meinung waren viele von denen, die anfangs gekommen waren, diesem Kontinent das Evangelium zu verkünden, und ebendarum mit Entschiedenheit all das anprangerten, was dem Lebenswillen des Gottes widersprach, dessen Reich ein Reich der Liebe und Gerechtigkeit ist. Dies veranlaßte den peruanischen Indio Guamán Poma zu dem klagenden, aber auch hoffnungsvollen Ausruf: «Und du, mein Gott, wo bist du? Hörst du mich nicht um Hilfe rufen für deine Armen?»¹

Die Zeugnisse jener Zeit über die ungeheure Zerstörung von Menschen, Völkern und Kulturen sowie ihrer vitalen Verbindungen zur Welt der Natur verheimlichen zu wollen ist genauso, als versuchte man, die Sonne mit einer Hand zuzudecken. Zahllose Texte von Missionaren (Dominikanern, Franziskanern, Mercedariern, Au-

gustinern, Jesuiten und vielen mehr), von Angehörigen der Urbevölkerung, Bischöfen, Chronisten, Autoritäten der Zeit haben eine abscheuliche Wirklichkeit und — wie die genauen Zahlen auch immer lauten mögen — einen demographischen Kollaps protokolliert². Die Erinnerung an diese Tatsachen widerstrebt den europäischen Nationen zutiefst: Spanien und Portugal waren von Anfang an und hauptsächlich dabei, Frankreich, England und Holland etwas später, Deutschland nur zum Teil, Italien und andere Länder durch einige ihrer Bürger. Länder, die stolz auf das Unternehmen sind, das sie eher als zivilisatorische und evangelisatorische Leistung bewerten.

Die Behauptung, wir hätten es mit Dokumenten zu tun, die von Bartolomé de Las Casas beeinflusst seien, ist historisch falsch. Viele von ihnen liegen zeitlich vor dem Wirken des großen Verteidigers der Indios oder stammen von Personen und aus Gegenden, die seinem Einfluß entzogen waren, und sogar von einigen seiner Gegner, wie zum Beispiel dem Franziskaner Motolinía (Missionar in Mexiko). Hierbei handelt es sich um den Versuch, den Ideen (und vermutlichen Vorurteilen) «eines einzigen Menschen», wie es in dem berühmten Dokument von Yucay (Cusco, 1571)³ heißt, all das zuzuschreiben, was in Wirklichkeit mit Tatsachen zusammenhängt, die von zahlreichen Zeugen berichtet werden. Was diese Anklagen gemeinsam haben, ist die erlebte *Situation* und nicht die Kenntnis derselben *Texte*. Auch heute noch ist der Einsatz dieses Mittels üblich, das Ziel ist das gleiche: eine ungerechte und herausfordernde Wirklichkeit zu verschleiern.

Las Casas war vielleicht derjenige, der in das Geschehen seiner Zeit am tiefsten eingedrungen ist und eine theologische Reflexion dieser Ereignisse am besten zum Ausdruck gebracht hat; aber dabei war er nur ein *primus inter pares*, denn er hatte viele Gefährten, die seinen Weg und seine Hoffnung teilten. Was er und mit ihm eine bedeutende Gruppe von Ordensleuten und Bischöfen — und etwas später unser Guamán Poma — taten, bestand darin, klar und deutlich auszusprechen, daß die Unterdrückung und der Tod, die die Bewohner Spanisch-Amerikas erlitten, auf die Gier nach Gold zurückzuführen sei, nach der Schrift ein Götzendienst, wie Fray Bartolomé selbst feststellt. Sie machten auch deutlich, daß die Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen,

die es vor der Ankunft der Europäer gab (Tatsachen, vor deren Grausamkeit man ebenfalls nicht die Augen verschließen darf), nicht im geringsten die Ausplünderung und Ausbeutung der Indianer rechtfertigen konnten. Dies sind elementare Wahrheiten, deren Wurzeln im Menschenrecht und in der christlichen Botschaft liegen. Dadurch, daß Las Casas und die ihm Gleichgesinnten an sie erinnerten, setzten sie ihr Leben aufs Spiel; Bischof Valdivieso aus Nicaragua ist ein Beispiel dafür.

Sie setzten auch ihren guten Ruf aufs Spiel, denn diese Repräsentanten, die zum Besten gehören, was Spanien aufweisen kann, wurden — und werden noch immer von denen, die von einer Reform der Geschichtsschreibung für die damalige Zeit nichts wissen wollen — als Verfechter «extremistischer Positionen und Feinde ihres Vaterlands» angesehen. Ihre Sünde bestand eher darin, diejenigen zu entlarven, die mit ihrem Verhalten ihr Land in Verruf brachten und den christlichen Glauben, den sie angeblich hatten, verhöhnten. Sie erreichten damit, daß in Spanien und Spanisch-Amerika über die Legitimität der europäischen Kolonialpräsenz und ihre Methoden eine Diskussion entfacht wurde, die kein anderes Land der Alten Welt — trotz ihrer christlichen und humanistischen Ansprüche — zuzulassen wagte. Sie hinterließen uns auch Zeugnisse von Wirklichkeiten, die sie selbst zu verändern suchten, und die uns in vielen Fällen ohne ihr Werk unbekannt geblieben wären. Ein schwieriges Unterfangen angesichts der überwältigenden Wirkung der Ereignisse von damals, das jedoch — mit seinen Grenzen und Möglichkeiten — in seinem geschichtlichen Kontext ebenso wie im Hinblick auf seine späteren Auswirkungen gewürdigt werden muß.

Las Casas hat uns einen wichtigen Weg gewiesen, wie wir heute unsere Vergangenheit lesen können. Den europäischen Theologen (insbesondere John Major, einem schottischen Professor in Paris zu Beginn des 16. Jahrhunderts), die, ohne je ihren Fuß auf lateinamerikanischen Boden gesetzt zu haben, die Erpressungen, die dort begangen wurden, dogmatisch absegneten, sagte er: «Wenn wir Indios wären, sähen wir die Dinge anders.» Dies ist eine entscheidende Anerkennung des Andersseins und eine Absage an die Integration der Einwohner Spanisch-Amerikas durch deren Unterwerfung und Absorption. Es ist auch ein — noch heute für viele schwer aufzu-

nehmender — Appell, den eigenen Standpunkt zu wechseln, um diese Ereignisse zu verstehen.

Die aus der Sicht des Herrschenden geschriebene Geschichte hat uns lange Zeit wichtige Aspekte der Wirklichkeit verborgen. Wir müssen die andere Geschichte kennenlernen, die nichts anderes ist als die Geschichte des andern. Des andern in diesem Lateinamerika, dessen — um den berühmten Ausdruck des uruguayischen Schriftstellers Eduardo Galeano zu verwenden — «Adern» immer noch «offen» sind, eben weil die Ärmsten seiner Bewohner nicht in ihrer Menschenwürde anerkannt werden. Ihr «Fernsein» von der gegenwärtigen sozio-ökonomischen Ordnung und der herrschenden Kultur macht den Armen, den andern zu unserem Nächsten *par excellence*, so wie es uns das Gleichnis vom Samariter schon seit den Anfängen der Theologie der Befreiung gelehrt hat⁴.

Es handelt sich um eine Geschichte, die zum großen Teil aus dem Widerstand des Indianers gegen die fremde Einmischung und die mit ihr einhergehende Mißachtung der menschlichen Werte bestand. Diese Opposition vermochte trotz allem kulturelle Traditionen zu bewahren und Sprachen lebendig zu erhalten, die die Gegenwart nähren und ein wesentliches Element unserer Identität sind.

Eine Möglichkeit, den andern in seinen historischen Wurzeln anzuerkennen, besteht darin, im Rahmen der Veranstaltungen anlässlich des Fünfhundertjahrgedenkens Bußakte abzuhalten (die Eröffnung der Vierten Lateinamerikanischen Bischofskonferenz dürfte eine ausgezeichnete Gelegenheit dazu sein). Es geht nicht um masochistische und letztlich nur der eigenen Befriedigung dienende fruchtlose Verhaltensweisen. Aber niemand kann sich der Verantwortung für das entziehen, was die Armen erlebt haben und erleben, und die Art und Weise, wie man christlich zu dieser Verantwortung steht, sieht so aus, daß wir Gott und die Opfer der Geschichte demütig um Vergebung für unsere Mitschuld an dieser Situation bitten — unsere ausdrückliche oder stillschweigende, in der Vergangenheit oder in der Gegenwart, als einzelne oder als Kirche begangene Mittäterschaft. Vergebung für uns suchen heißt, Leben empfangen wollen, drückt den Willen aus, unser Verhalten zu ändern, und bekräftigt unsere Verpflichtung, ein wirksames Zeichen in der Geschichte des Reiches der Liebe und Gerechtigkeit zu sein.

Es ist freilich wichtig, deutlich zu machen, daß unser Interesse an einem Blick in die Geschichte auf unsere gegenwärtige Situation und unsere Solidarität mit den Armen von heute gerichtet ist. Das Fünfhundertjahrgedenken darf nicht zu einer Einladung werden, die Uhr der Geschichte zurückzustellen. Unsere Annäherung an die Vergangenheit darf nicht von Wehmut, sondern muß von Hoffnung bestimmt sein, sie darf nicht von der Fixierung auf vergangene schmerzhaft und traumatische Situationen, sondern muß vom gegenwärtigen Elend und der Überzeugung ausgehen, daß nur ein Volk, das sich erinnert, die Situation, in der es lebt, umgestalten und eine andere Welt aufbauen kann.

Die Geschichte ist, wie Bartolomé de Las Casas betonte, «die Lehrmeisterin für alle Dinge», vorausgesetzt, daß wir uns ihr zuwenden, um unsere Zeit besser zu verstehen. Wir dürfen nicht reglos im Gestern verharren, in diesem Sinn forderte uns schon J.C. Mariátegui auf, nicht in Anachronismen zu verfallen: «Die Conquista, so schlimm sie auch war, ist ein historisches Faktum geworden. Die Republik, so wie sie existiert, ist ein weiteres historisches Faktum. Gegen die historischen Fakten richten die abstrakten Spekulationen der Intelligenz und die reinen Vorstellungen des Geistes wenig oder nichts aus. Die Geschichte Perus ist lediglich eine Parzelle der Menschheitsgeschichte. In vier Jahrhunderten hat sich eine neue Wirklichkeit herausgebildet. Entstanden ist sie aus dem, was das Abendland angeschwemmt hat. Es ist eine schwache Wirklichkeit. Aber eine Wirklichkeit ist es durchaus. Es wäre allzu romantisch, wenn man sich heute dazu entschlösse, sie zu ignorieren.»⁵ Die Geschichte läßt sich nicht noch einmal machen. Es geht hier um den Sinn für die Realität.

Ein solches Vorgehen hat freilich seine Risiken; es muß die zeitlichen und kulturellen Koordinaten der Vergangenheit beachten. Die Ungeduld, aus der Geschichte zu lernen, führt manchmal dazu, daß man sie manipuliert; zum Beispiel, indem man behauptet, daß die Verhältnisse und die Meinungen sich genauso wiederholen. Dabei handelt es sich um oberflächliche Vergleiche, die die Dichte der Geschichte außer Acht lassen und keine Möglichkeit geben, die gegenwärtigen Herausforderungen mit neuen Augen anzugehen. Deshalb können wir nicht — es sei

denn, wir strapazierten die Begriffe — bestimmte Missionare und Theologen des 16. Jahrhunderts als «Befreiungstheologen» bezeichnen (ein Ausdruck, der eine präzise, moderne Bedeutung hat), so wie jemand, der ihnen einen Orden an die Brust heftet. Wer behauptet, daß eine Person der Vergangenheit geistig herausrage, weil sie zu ihrer Zeit so gedacht habe wie wir heute, der läßt sich von der Arroganz des modernen Denkens anstecken. Die Moderne hält sich für den letzten Schrei der Geschichte, und daher besteht ihr höchstes Lob für Beiträge von Denkern früherer Epochen der Menschheitsgeschichte in der Aussage, sie seien «ihrer Zeit voraus» gewesen. Das heißt, sie waren vor der Zeit «modern»...

Verleiht man beispielsweise Las Casas die Bezeichnung eines Befreiungstheologen, so mag dies sicherlich auf einige Aspekte seines Denkens aufmerksam machen, über andere jedoch täuscht es hinweg; folglich scheint uns dies weder angebracht noch in irgendeiner Weise nötig, um sein Denken und sein Zeugnis würdigen zu können. Letztere vollziehen sich in einem Zusammenhang, der sich von dem unseren sowohl auf gesellschaftlicher als auch auf theologischer Ebene stark unterscheidet, und auch die Sprache ist eine andere. Ihre Tiefe erwächst ihnen aus ihrer Verwurzelung im Evangelium und aus der Art und Weise, wie Las Casas seine Treue zum Herrn zu leben vermochte. Sich diesem Zeugen der Liebe zu Gott auf unserem Kontinent anzunähern, setzt voraus, daß man ihn in seiner Welt, in seiner Zeit, mit seinen Quellen respektiert und um seine Grenzen weiß. Statt uns seinem Werk zu entfremden, bringt eine solche Verhaltensweise es uns näher, ohne es für die Art und Weise mißbrauchen zu wollen, wie wir heute für Anliegen eintreten, die — das ist allerdings richtig — auf der gleichen Linie liegen. Wir müssen es also fertigmachen, die neuen Herausforderungen mit unseren eigenen Mitteln anzugehen und gleichzeitig von solchen Menschen zu lernen wie Pedro de Córdoba, Juan de Zumárraga, Vasco de Quiroga, Juan del Valle, Guamán Poma und vielen anderen, die hierzulande lebten und wirkten.

Unser Interesse an dem und unser Protest gegen das, was im 16. Jahrhundert mit den verschiedenen indianischen Völkern und Kulturen geschehen ist, darf nicht dazu führen, daß wir die verworrene Entwicklung der darauffolgenden Jahrhunderte — mit der Ankunft neuer Rassen und Kulturen — und auch die von Ausbeutung

gekennzeichnete Lage der Armen heute auf unserem Subkontinent außer Acht lassen. Es wäre unheilvoll, wenn das Thema des Fünfhundertjahrgedenkens uns auf das 16. Jahrhundert beschränken würde. In den Armen ist heute das vertreten, was José María Arguedas «todas las sangres» («all das Blut», Titel eines 1964 erschienenen Romans von J. M. A., deutsch: Trink mein Blut, trink meine Tränen, Köln 1983, A. d. Ü.) nannte. Dieser stellt ganz andere Verhältnisse dar als jene, mit denen die Indios — und diejenigen, die sich mit ihnen solidarisierten — in der Vergangenheit konfrontiert waren, aber aus seinem Zeugnis können wir viel lernen, um auf die neuen sozialen Herausforderungen und Konflikte eine Antwort zu finden. Auch in unserer Zeit gibt es eine Zerstörung von Menschen und Kulturen, und immer noch sind die «gerechten Schreie» zu hören, «die in ihrer großen Zahl zum Himmel gedrungen sind», von denen Túpac Amaru II. im Peru des 18. Jahrhunderts sprach, als er sich gegen die Kolonialregierung auflehnte.

Wenn man in Lateinamerika, wie manche es zu tun begonnen haben, den Indio dem Armen entgegensetzt, so ist dies eine subtile Form der Fixierung auf die Vergangenheit, die vorgibt, eine neue Position einzunehmen. Wir können nur erfreut darüber sein, daß diese Leute jetzt den Marginalisierten unserer Gesellschaft entdecken, der lange Zeit außerhalb ihres Interesses lag, es sei denn als Forschungsgegenstand. Die Kritik an der Einseitigkeit und Dürftigkeit gewisser bei uns anzutreffender Gesellschaftsanalysen, die die Rassenfrage aussparen, ist berechtigt und muß aufrechterhalten werden; aber wir dürfen nicht Gesichtspunkte voneinander trennen, die sich gegenseitig bedingen und gerade darum, weil sie nicht miteinander verschmelzen, uns gemeinsam dazu verhelfen, die Komplexität der Welt der Armen, Ausgebeuteten und Verachteten zu erkennen. Hierin liegt eine Bereicherung, auf die wir nicht verzichten können. Wenn wir uns die Aufgabe erleichtern, indem wir dort auswählen, wo es sich nicht auswählen läßt, so hält uns dies von den konkreten Personen, ihrer sozialen und kulturellen Welt ebenso wie von ihrem Leid, ihren heutigen Forderungen und Hoffnungen fern.

Es ist dringend nötig, die Gesellschaft von den Interessen und Werten der Armen unserer Zeit her, der ausgebeuteten und an den Rand gedrängten Gesellschaftsklassen, Rassen und Kulturen,

der Frau, insbesondere derjenigen, die diesen Gesellschaftsschichten angehört, aufzubauen. Dieses Unternehmen muß sich der großen kulturellen und ethnischen Vielfalt Lateinamerikas bewußt sein, ohne dünkelt und ungerecht eine Kulturform, nämlich die westliche — und dazu noch die späte — als die Kultur der ganzen Region durchsetzen zu wollen. Wer hierfür den Vorwand der Evangelisierung ins Spiel bringt, vergißt die Pfingsterfahrung der Kirche. Das Besondere an ihr bestand nach der Apostelgeschichte nicht im Sprechen einer einzigen Sprache, sondern darin, daß diejenigen, die aus verschiedenen rassischen und kulturellen Gebieten herkamen, die Apostel reden hörten «jeder in seiner Sprache». Keine Uniformität, wohl aber Dialog und tiefe Einheit, die auf der Achtung vor der Verschiedenheit beruht; keine aufgezwungene Integration, wohl aber Annahme der ethnischen und kulturellen Andersartigkeit und Heterogenität. Der Prozeß, den der Neologismus «Inkulturation» bezeichnet, ist äußerst anspruchsvoll. Einen Christen erinnert er darüber hinaus an Inkarnation und damit an echte, tiefe Gegenwart in der Geschichte.

Das Interesse an der heutigen Situation darf deshalb bei der Annäherung an unsere Vergangenheit nicht fehlen. Im Heute der Geschichte entscheiden die Christen über ihr Jüngersein und ihre Solidarität mit den Armen und Unterdrückten.

Mit Mut

Die Geschichte von ihrer Kehrseite und unseren gegenwärtigen Anliegen her zu lesen heißt, Wahrheit und Solidarität suchen; dazu muß eine Perspektive der Zukunft und Hoffnung treten.

Die Gegenwart gewinnt Dichte, wenn sie sich von der Erinnerung an eine Wegstrecke speisen läßt, wenn der Mut aufgebracht wird, ungelöste Probleme zu erkennen, die — ebendarum — viele heutige Anstrengungen gierig verschlingen. Dies geschieht in Lateinamerika mit dem Rassenproblem; eine unserer großen gesellschaftlichen Lügen besteht bekanntlich darin, zu behaupten, auf diesem Subkontinent gebe es keinen Rassismus. Wir haben tatsächlich keine rassistischen Gesetze; in Anbetracht der geringen Rolle, die die Rechtsordnung bei uns spielt, hat dies nicht viel zu sagen. Dafür haben wir etwas

Schlimmeres, das schwerer auszurotten ist: tiefverwurzelte rassistische Gewohnheiten. Was aus dem indianischen, negriden und amazonischen Umkreis stammt, ist Gegenstand eines frivolen Interesses, wird jedoch, von wesentlichen Ausnahmen abgesehen, verachtet und an den Rand gedrängt. «Sie haben dir eine kollektive gesichtslose und geschichtslose Anonymität gegeben», sagt ausdrucksvoll der Bischof und Dichter Pedro Casaldáliga, der diese jahrhundertlange Verachtung und Verdeckung erfahren hat. Der Rassismus ist sicher ein wesentlicher Faktor in der vielschichtigen und grausamen Situation von (institutioneller, terroristischer und repressiver) Gewalt, die man heute in Lateinamerika erlebt.

Dennoch besteht die Dichte der Gegenwart auch aus den Verheißungen, die in ihr zu finden sind. Und zwar in der Situation, so wie sie heute ist, nicht so, wie wir sie gerne hätten. Wir müssen uns in den unabgeschlossenen Prozeß der verfehlten und erzwungenen Begegnungen von Rassen und Kulturen, in die gegenwärtige Situation von Armut und Unrecht, in der die Mehrheit lebt, hineinbegeben; auch kommt es darauf an, daß man sich über das wirkliche Subjekt der Befreiungsanstrengung, die bei uns unternommen wird, im klaren ist. Diese Vielschichtigkeit schließt eine Simplifizierung aus, in die die sogenannte hispanistische und die indigenistische Strömung verfallen.

Es handelt sich um eine Gesellschaft im Werden, mit alten unverheilten Wunden, die auf dem Weg über die Zerstörung von Völkern und Kulturen geschlagen worden sind, eine Gesellschaft, die heute durch die Armut und Ausbeutung der Mehrheit ihrer Mitglieder gekennzeichnet ist und in der die Armen darum kämpfen, ihre Würde als Menschen zu behaupten. In dieser Gesellschaft wird die Kirche seit Medellín zu einer «neuen Evangelisierung» aufgefordert — und dafür engagiert sie sich⁶.

Die Perspektive ist von Johannes Paul II. anläßlich des Fünfhundertjahrgedenkens energisch und klar wiederaufgenommen worden⁷. Im übrigen liegt es auf der Hand, daß ihre Neuheit auf das Zeugnis der großen Evangelisatoren der Vergangenheit angewiesen ist. Diese waren gleichzeitig — es könnte gar nicht anders sein — große Verteidiger der Indios; wir haben bereits darauf hingewiesen, daß dies bei uns Ärgernis erregt; genauso war es damals. Das ist unvermeidlich. Wenn man von den Armen ausgeht und mit

den Armen spricht, und nicht nur für sie, so wird dies immer eine Infragestellung von Interessen und Privilegien sein, solange die enormen ungerechten Ungleichheiten und die Unterdrückung bestehen, denen sie unterworfen sind.

Die neue Evangelisierung wird die Herausforderungen, vor die die vergangene Geschichte und das Heute des Subkontinents sie stellen, mit Scharfsinn und Ehrlichkeit ausfindig machen müssen. Die Diskussion nahm ihren Anfang um Medellín herum, verschärfte sich im Umkreis von Puebla und gewinnt neue Aktualität, da wir uns der vierten Konferenz des lateinamerikanischen Episkopats nähern. Die Debatte wird wiederum fruchtbar sein, vorausgesetzt natürlich, daß die neuen Bedingungen, Herausforderungen und Überlegungen dabei berücksichtigt werden. Lateinamerika ist viel zu bunt, als daß es sich mit verallgemeinernden kurzgefaßten Analysen erklären ließe.

Man muß der — aus Ermüdung, aus Furcht oder aus Eigennutz erwachsenden — Versuchung widerstehen, über die Radikalität der Infragestellungen hinwegzusehen, die sich aus einer grausamen, vielschichtigen und leidvollen Wirklichkeit ergeben. Die Kirche muß auf alle Stimmen hören, die sich in Lateinamerika Gehör verschaffen wollen. Es bietet sich eine ausgezeichnete Gelegenheit, einen umfassenden Blick auf eine Geschichte zu werfen, die wie ein Sturzbach ungeordnet in unsere Tage mündet. Nicht alles in der Gegenwart ist Synthese und guter Boden für die Saat der Evangelisierung, die nur durch moderne ausländische Ideen aus modernen Gesellschaften bedroht wären, wie manche anscheinend meinen. Wir bewegen uns vielmehr auf dem Gebiet der gesellschaftlichen und kulturellen Tatsachen, und hier spielen sowohl gegenwärtige Faktoren als auch eine kontroverse Geschichte eine Rolle. Kultur ist ständige Kreativität, sie läßt sich als Tradition nicht verteidigen, wenn man sie nicht gleichzeitig vorantreibt. Das Leben des armen Volkes ist trotz allem eine ständige Quelle der Hoffnung; sie bewirkt, daß die Freude nicht verschwindet, deren Fehlen für den Propheten Joel (1,12) das wichtigste Zeichen für die Schwere der Krise war, die sein Volk durchlebte.

Die Präsenz der Kirche in diesem Prozeß hat ihre «Licht- und Schattenseiten», wie schon Medellín mutig und redlich feststellte. Gleichzeitig bedeuten die Erfahrungen, die Reflexionen und

das Zeugnis vieler Christen in den beiden vergangenen Jahrzehnten einen großen Reichtum, der helfen kann, diese Aufgabe zu bewältigen. Die neue Evangelisierung des Subkontinents begann in jenen Jahren. Es ist nicht zu bestreiten, daß sich in dieser Zeit eine Kirche durchgesetzt hat, die Reife beweist bei der Auseinandersetzung mit einer Realität, in der sie die Botschaft des Evangeliums zu verkünden hat und in der eine neue Art des Christseins entstanden ist. Dies muß vertieft werden und neue Bereiche umfassen; Sorge bereiten daher der Widerstand und die Unkenntnis, die heute in manchen Kirchenkreisen im Hinblick auf die fruchtbarsten Tendenzen der Pastoral und der Theologie der letzten Jahre in Lateinamerika herrschen.

Es geht nicht darum, daß man einfach das wiederholt, was in dieser Zeit entdeckt und getan worden ist. Wir wollen nicht den Fehler machen, Radikalität zu verwechseln mit intellektueller Trägheit und mangelnder Entschlußkraft, Neues einzuführen und zu lernen. Es bedarf einer großen schöpferischen Anstrengung, um den gegenwärtigen Herausforderungen der Wirklichkeit zu begegnen. Das, was in Lateinamerika in den vergangenen Jahrzehnten zum Beispiel in der Theologie entwickelt worden ist, muß überdacht und neuformuliert werden, indem man andere Themen und Perspektiven einarbeitet. Dies wird bewirken, daß angesichts der Verhärtungen, der Veränderungen und der neu auftauchenden Fragestellungen die Reflexion an Schärfe zunimmt. Die Treue zum Gott unseres Glaubens und zu den Armen setzt umgekehrt die ständige Aufmerksamkeit auf das Evangelium und das Unterwegssein mit einem Volk voraus, das in einer sich verändernden Situation lebt.

Bei alledem gibt es offensichtlich Erfolge, aber viel mehr bleibt noch zu tun und zu verändern, auch innerhalb der Kirche. Puebla fordert deshalb zu einer Umkehr aller Christen und der gesamten Kirche auf. Dies wird nicht ohne eine Haltung gelingen, die die *Apostelgeschichte* in der Frühzeit der Missionstätigkeit der christlichen Gemeinde *parrhesia* nennt. Dieser griechische Begriff bedeutet Mut, offen zu reden, eine Haltung, die im Gegensatz steht zu der Furcht vor der Realität, die wir zur Zeit in so vielen kirchlichen Kreisen beobachten. Anders ist Evangelisieren nicht möglich. Unsere Zeit verlangt von uns, daß wir die gegenwärtigen Herausforderungen

gen mit *parrhesía* annehmen; diese ist in der Hoffnung auf den Herrn begründet, der darum, weil er die Wahrheit ist, weil er — nach Las Casas — «den Vergessensten und Aller kleinsten in sehr lebendiger Erinnerung hat», «alles neu macht»

(Offb 21,5). Diese Neuheit kennzeichnet auch unsere lateinamerikanische Identität und die Art und Weise, wie — inmitten einer von vorzeitigem ungerechten Tod geprägten Wirklichkeit — das Reich des Lebens zu verkünden ist.

¹ Nueva Corónica (sic!) y buen gobierno (zu Beginn des 17. Jahrhunderts verfaßtes Werk, das wir nach der mexikanischen Ausgabe zitieren: Siglo XXI, Mexiko 1980) 1104.

² Im Dokument der Päpstlichen Kommission *Justitia et Pax Die Kirche und der Rassismus* (1988) heißt es: «Die erste große Strömung europäischer Kolonialisierung geht in der Tat mit der massiven Zerstörung der präkolumbianischen Zivilisationen und mit der brutalen Unterwerfung ihrer Bewohner einher. Wenn die großen Seefahrer des 15. und 16. Jahrhunderts von rassistischen Vorurteilen frei waren, so verhielten sich die Soldaten und die Kaufleute weniger rücksichtsvoll: Sie töteten, um sich niederzulassen, sie versklavten die Indios, um sich ihre Arbeitskraft zunutze zu machen, wie später die der Schwarzen, und dann begann man, eine rassistische Theorie zu entwickeln, um sich zu rechtfertigen» (Nr. 3).

³ Vgl. zu diesem Text G. Gutiérrez, *Dios o el oro en las Indias. Siglo XVI* (CEP, Lima 1989). Deutsch: *Gott oder das Gold. Der befreiende Weg des Bartolomé de las Casas* (Herder, Freiburg i. B. 1990).

⁴ Vgl. G. Gutiérrez, *Teología de la liberación* (CEP, Lima 1989) 303–306, deutsch: *Theologie der Befreiung* (München/Mainz 1973) 184f.

⁵ *Peruanicemos al Perú* (Amanta, Lima 1970) 66.

⁶ Vgl. die *Botschaft* dieser Konferenz (und das vorausgehende Vorbereitungsdokument).

⁷ Ansprache in Haiti (Okt. 1983). Tatsächlich hatte der Papst den Ausdruck «neue Evangelisierung» bereits in Polen verwendet (Ansprache in Nova Huta vom 9. Juni 1981). Vgl. dazu Cecilia Tovar, *Juan Pablo II y la nueva evangelización: Páginas* (Lima, April 1990) Nr. 102, 35–54.

Aus dem Spanischen übers. von Victoria M. Drasen-Segbers

GUSTAVO GUTIÉRREZ

1928 in Lima, Peru, geboren. Lizentiat in Psychologie an der Katholischen Universität Löwen, Belgien. Lizentiat in Theologie an den Katholischen Fakultäten Lyon, Frankreich. Nationalbeirat der Studentenorganisation «Unión Nacional de Estudiantes Católicos» (UNEC) in Peru und Professor an den Abteilungen für Theologie und Gesellschaftswissenschaften der Katholischen Universität Lima. Veröffentlichungen: *La pastoral de la Iglesia latinoamericana* (Montevideo 1968); *Apuntes para una Teología de la Liberación* (Lima 1971); *Líneas pastorales de la Iglesia en América Latina* (1970); *Teología de la liberación. Perspectivas* (1971); deutsche Ausgabe: *Theologie der Befreiung* (Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz/Chr. Kaiser Verlag, München 1986); (Zus. mit R. Shaull hg.): *Liberation and Change* (1977); *La fuerza histórica de los pobres* (1979); deutsche Ausgabe: *Die historische Macht der Armen* (Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz/Chr. Kaiser Verlag, München 1984); *El Dios de la Vida* (1982); *Beber en su propio pozo. El itinerario espiritual de un pueblo* (1983); deutsche Ausgabe: *Aus der eigenen Quelle trinken. Spiritualität der Befreiung* (Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz/Chr. Kaiser Verlag, München 1986); *Hablar de Dios* (1986). Anschrift: Prof. Gustavo Gutiérrez, Apartado 3090, Lima 100, Peru.